

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

85

Von A. Ranc.

In's Deutsche übertragen von Marie Kunnert.

„Wenn es so ist, werde ich Louis nach Nantes begleiten; ein junger Mann, der mit seiner Mutter reist, wird weniger verdächtig sein. Nicht wahr, Pierre? Ich werde ihn erst verlassen, wenn er sich einschiffet. Ich kenne Nantes und seine Umgegend,“ fuhr sie mit leichtem Zittern in der Stimme fort, es kann ihm vielleicht nützlich sein. Wie denkst Du darüber, Pierre?“

Rochereuil küßte seine Mutter.

„Ach,“ sagte er voller Verehrung und Bewunderung, „immer dieselbe!“

„Fürchtet nichts, Kinder,“ sagte Frau Rochereuil noch. „Ich habe Kaltblütigkeit und Kraft, wenn es sein muß; Ihr wißt es, und dann bin ich eine Frau, d. h. listig. Du hast es im Gefängniß gesehen, Pierre.“

Aus ihrer Mutterliebe schöpfte sie die Kraft, in diesem Augenblicke noch zu scherzen.

Es war spät, und der Moment des Abschiedes gekommen. Jeder fühlte es, niemand brach das Schweigen.

„Vorwärts,“ sagte endlich Pierre Rochereuil mit erregter Stimme. Wir müssen uns trennen. Wir haben kaum noch Zeit, Poitiers vor Tagesanbruch zu erreichen. Louis, Du wirst uns bis zu den Felsen begleiten; ich habe Dir noch einige Anweisungen zu geben.“

Dann trat er zur Mutter und nahm sie in die Arme. Sie drückte ihn lange an das Herz und sagte ihm ins Ohr:

„Mein Sohn, denke an mich!“

Abbé Georget trat vor.

„Wollen Sie mir gestatten, Sie zu umarmen?“ sagte er zu ihr. „Es wird mir Glück bringen.“

Dann entfernten sich die drei Männer.

Als sie allein war, fiel Frau Rochereuil wie zerschmettert in einen Sessel; aber fast augenblicklich sprang sie wieder auf.

„Keine Schwäche!“ sprach sie zu sich selbst, „ich brauche alle meine Kraft.“

Sie erhob die Augen zu dem Bilde ihres Gatten:

„Du, den ich so sehr geliebt habe, Dein Andenken soll mir Muth geben.“

Das war ihr Gebet.

Mitten in all ihrer Angst war Frau Rochereuil stolz auf ihre Kinder. Sie bewunderte sie. So trostlos sie jetzt war, sie hätte ihre Söhne weniger geliebt, wenn sie anders gewesen wären. Ihre Ehre war ihr theurer als ihr Leben. Sie wollte, daß sie edel und würdig blieben bis ans Ende. Vielleicht hätte sie es über sich gewonnen, sich im Falle der höchsten Noth Napoleon zu Füßen zu werfen, aber nie hätte sie es ihren Söhnen verziehen, daß sie sich erniedrigten, um eine Gnade zu erhalten.

XXVI.

Am nächsten Abend lehrten Pierre und der Abbé, da sie von Louis keine Gegenordre erhalten hatten, in die Stadt zurück. Alles ging gut. Sie spazierten in der dunkelsten Allee der dem Bürgermeister gehörigen Gärten auf und ab und erwarteten die mit Descoffes verabredete Stunde. Sie waren nicht allein. Eine in einen dicken Mantel mit aufgeschlagenem dreifachen Kragen gehüllte Person plauderte mit ihnen. Diese Persönlichkeit war kein anderer, als der alte Herr mit der zimmelbraunen Hose, Jacotin, genannt Pipette. Der gute Mann wetterte folgendermaßen:

„Ach! Tod und Teufel! Eine so fein eingefädelte Sache! Das beste nach Malet! Und so wenig Glück! Wenn Herr Fouché nicht widerhaarig gewesen wäre, hätten Sie den Vogel aus dem Nest genommen. Denn, sehen Sie, wenn Sie sich auch nicht über ihn beschwerten, so sehe ich doch, daß Herr Fouché es war, der Sie aus dem richtigen Kurse gebracht hat! Tod und Teufel! Wenn ich das gewesen wäre! Aber Herr Fouché hat kein Herz im Leibe. Er will immer ganz sicher gehen. Am Ende ist das aber widerlich.“

„Ach so, Herr Jacotin,“ sagte der Abbé. „Sie lassen wohl Bonaparte?“

„Ja? Durchaus nicht. Ich habe keine Meinung. Aber ich hasse Rivigo und finde die Polizei dumm. Meine fixe Idee ist, selbst Polizei zu spielen. Nun, Sie sehen, daß ich sterben werde, ohne dieses Vergnügen gehabt zu haben. Ich werde nie ganz nach meinem Gefallen konspirieren können. Schon einmal, zu den Zeiten Moreau's und George's, hat man mir den Bissen vor der Nase weggeschnappt. Dann hatte Herr Fouché Lust, den General Pichegru aus dem Temple retten zu lassen. Ich hatte ein Plänchen ausgedacht, das die Billigung des Generals hatte. Na ja, und da haben die Mamelucken dann auf ihre Art Ordnung gemacht. Das Mißgeschick verfolgte mich. Ich war es, der Malet erkannte. Ohne mich wäre er nicht verhaftet worden. Ich sage Ihnen, man hat mich beherzt. Ich bringe den Leuten Unglück. Ich komme hierher. Ich arbeite — ich kann es wohl sagen — gewissenhaft. Ich mache keine einzige Dummheit. Ich benachrichtige Sie von der Ankunft Degrange's; ich erkenne den großen Schurken, den Méhu, ich erkenne ihn mit einem Blick und mache Sie auf ihn aufmerksam. Ich spüre Degrange nach im Interesse Méhu's und Méhu im Interesse Degrange's. Ich schicke den kleinen Schuft einen ganzen Abend lang nach den „Bier Cypressen“, damit Sie Zeit haben, mit Herrn Fouché zu plaudern. Ich benachrichtige ihn, daß Méhu die Post nach Paris benutzt und bringe ihn auf seine Spur. Schließlich helfe ich fünf Ihrer Freunde, sich verhaften zu lassen, und Sie gehen Draukt und seinen Agenten an der Nase vorbei aus dem Gefängniß. Sehr gut. Darüber konnte ich ruhig schlafen. Und nun werde ich aufgeweckt durch einen Brief von Herrn Fouché, der mir mittheilt, daß die Sache fallen gelassen ist. Glauben Sie, daß dies alles ermutigend ist?“

„Nein, Herr Jacotin, nein,“ antwortete der Abbé, „das ist weder lustig, noch ermutigend.“

„Schließlich hat Herr Fouché, der sich trotz allem etwas schämt, weil er Sie im Stiche gelassen hat, mich ermächtigt, Ihnen meine Dienste anzubieten, wenn Sie zur Flucht einen Handstreich planen. Darum habe ich Sie aufgesucht, sobald ich von der kleinen Juliette hörte, daß Sie angekommen sind. Sie können sich auf mich verlassen, Herr Rochereuil. Ich bin zwar eine alte Kanaille, aber auf meine Art doch ein ehrlicher Kerl. Nicht wie der Lump, der Méhu, der weder Grundjahre noch Moral hat. Meine Herren, wenn wir uns aber in Paris begegnen, dann nehmen Sie sich vor mir in Acht. Doch hier rechnen Sie auf mich. Man hat mich beauftragt, Ihnen zu helfen, und ich werde Ihnen helfen. Und dann kommt auch meine Eigenliebe dabei ins Spiel. Wenn Rivigo Sie trotzdem in die Hand bekäme, ich würde schäumen vor Wuth.“

„Wir misstrauen Ihnen nicht, Herr Jacotin,“ sagte Rochereuil, indem er das erste Mal in die Unterhaltung eingriff.

„Seit Sie hier sind, haben Sie mir ehrlich gehandelt, und Sie können uns in der That nützlich sein.“

„Wann denken Sie zu fliehen?“

„In der nächsten Nacht.“

„Alle sieben?“

„Ja.“

„Durch die Gärten?“

„Höchst wahrscheinlich.“

„Sie wissen, wohin Sie im ersten Moment zu gehen haben?“

„Ja.“

„Ich frage Sie nicht, wohin. Und die Pässe, nicht wahr, Sie haben doch neue? Der brave Abbé Lajou hat sovielen davon in allen Farben und für jedes Alter fabrizirt! Nun, das Uebrige ist meine Sache, und ich schwöre Ihnen, daß in der bewußten Nacht die Polizei und die Gendarmen Sie nicht stören werden. Ich nehme es auf mich, sie auf das Land hinauszuschaffen und ihren Weinen tüchtige Bewegung zu machen. Sollten Sie die Sache aufschieben, so lassen Sie mich im Laufe des Tages benachrichtigen, nicht wahr? Ja, alles steht soweit gut. Es bleibt mir nur noch übrig, mich Ihnen zu empfehlen, denn es ist Zeit, daß ich nach Hause gehe, und ich denke, Sie nicht so bald wiederzusehen. Guten Abend, Herr Rochereuil, guten Abend, Herr Abbé. Ach, noch ein letzter Rath. Ich kenne Ihren Plan nicht,

aber wenn Sie noch nicht genug haben und Ihre Arbeit in Paris von neuem aufnehmen wollen, dann halten Sie die Augen offen, denn ich werde — aber nicht etwa bei dem Gendarm, dem Kovigo — wieder in den aktiven Dienst eintreten, und es thäte mir leid, wenn ich Ihnen Angelegenheiten machen müßte. Sie würden mir nicht böse sein, weil ich thue, was meines Amtes ist, aber ich würde es mir ewig vorwerfen. Ach, Teufel! Wenn Herr Fouché gewollt hätte, dann ständen wir nicht hier.“

Jacotin entfernte sich. Man sah ihn nacheinander über zwei Mauern klettern und zwar mit einer bei seinem Alter überraschenden Behendigkeit.

Rochereuil und der Abbé erreichten mit Vorsicht die Muelle des Ecoffais, dann die Umfassungsmauer des Gefängnisses.

An der kleinen Pforte, wo Descosses sie erwarten sollte, brauchten sie nicht erst das gewohnte Signal zu geben. Die Thür war halb geöffnet, und in der Dunkelheit erkannten sie den verschwiegenen Descosses, der sie ohne ein Wort zu sagen hineinführte.

Kaum waren sie eingetreten, als die Thür heftig und geräuschvoll zusiel. Rochereuil machte überrascht eine Bewegung, wie um sich gegen etwas zu vertheidigen. Der Abbé drehte sich um und sagte leise:

„Wozu der Lärm, Descosses?“

Descosses antwortete nichts. (Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

In der letzten Nummer des „Vorwärts“ wurde eine kurze Statistik über die mittlere Jahrestemperatur von Berlin veröffentlicht. Sie erinnert an die Kälteperiode zu Ausgang der vierziger Jahre, und diese Erinnerung weckt wiederum das Andenken an die entsetzliche Winternoth, die genau vor fünfzig Jahren dem heißen Sommer von achtundvierzig vorgegangen war. Am Ausgang des Novembers schon war es fürchterlich geworden. Auf die Missernte von 1846 und 1847 der starke Frost vom Winter zu 1848. In den beiden deutschen Großstädten Berlin und Wien trat das grausame Elend massenhaft auf. Ohne Heimstätte, ohne Asyl tummelten sich bei Tag und Nacht hohlwangige, zerlumpte Gestalten auf den Straßen herum; und aus der Umgebung, wo besonders bei Berlin der Hunger wüthete, kam immerfort neuer Zuzug. Man ging dem letzten Hoffnungstern nach, der nach der Großstadt wies, oder man folgte dem instinktiven Drang, inmitten des großstädtischen Elends wenigstens einen Schlupfwinkel zu suchen, um unbemerkt zu Grunde zu gehen. Es war damals auch, daß sich zum ersten Male das Wasserfuppchen-Mitleid der Behabigen in des Wortes buchstäblicher Bedeutung regte. Kein Wunder, die Massennoth erzeugte ein Lumpenproletariat, das den Leuten, die ihren Abendessen in Ruhe am molligen Wirthshaus-Kamin trinken wollten, lästig wurde. In Wien durchzogen die berühmten „Kappelbuben“ (ähnlich gewissen Trägern von „Ballonmützen“ in Berlin) hordenweise die Anlagen auf den alten Festungswällen der Stadt. So gründete man denn die ersten Suppenanstalten, die Vorläufer der Volkstaschenbewegung und aller ähnlichen humanitär-wohlthätigen Einrichtungen: In Nowawes (Neuendorf), dem Weberdorf vor Potsdam, und im vorstädtischen Wien. In den Suppenanstalten sollte das grimmige Elend erlöst werden.

Nichtig ein halbes Jahrhundert ist seitdem vergangen. Für weitaus die meisten unter uns Lebenden sind jene Tage in geschichtliche Beleuchtung gerückt. Aber ebenso wie das alte Wasserfuppchen-Mitleid heute noch proletarischen Jammer beschwören möchte, ebenso sind die Kräfte neuerdings heftig an der Arbeit, die den geistigen Hunger nach Selbstbestimmung und Freiheit der Völker überläuten möchten. Ja selbst wortwörtlich erhalten Lieblingsphrasen von damals neuen Münzwert. Hungeriges Literatengesinde, Emeuten des Hungerpöbels, in allen Blättern der Reaktion kann man derlei wiederum lesen, wenn davon die Rede ist, ein Denkmal für die Märzgefallenen zu errichten. Ein Schandmal, so sagen alle Rückwärtsmänner. Polen, Franzosen und Juden haben die Revolte angefaßt, dieselbe geistige Anschauung wie anno dazumal. Für Leute, die nichts zulernen mögen, haben eben Lügen keine kurzen Beine.

Sogar die schneidige Verachtung von parlamentarischen Volkseinrichtungen ist wiedergekommen und hat jene traffen Szenen zeitigt, deren Schauplatz „der polnische Reichstag“ zu Wien ist. Was sagen unsere Heißsporne nun; in Wien können sie alles erleben, was immer ihre ungebildeten Staatsrechtgelüste erschrecken. Die Badenische Knüppelgarde ist am Werk; an ihrer Spitze marschiren der bertulische Bauer Potoczki und der gewaltige Neu-Huffite mit dem urilawischen Namen Lang. Bronsari's Kaltwasserstrahlen sind zur Wahrheit geworden und die sich am ausdauernden wider Unrecht und Verfassungsbruch auflehnen, werden von mehr oder weniger sanften Polizeihänden aus dem Parlamentsaal „ausgehoben“. Nicht einmal der groteske Humor fehlt in diesem Spettakel. Jene feudalen Herren in Oesterreich, die nicht selber an den Thaten der Knüppelgarde sich betheiligen, wiewohl sie sie mit wohlgefälligem

Schmüzeln mitanzusehen, haben sich an den slavischen Bauer Szajer gewandt, er möge seine muskelstarken Glieder gebrauchen. Ein Gräßlein müsse sich eventuell duelliren. Der „Bauer“ brauche keine Satisfaktion zu geben. Mein Bäuerlein, nicht faul, antwortet mit gesundem Mutterwitz: Wenn geprügelt werden soll, mögen „die Herren“ schon selber prügeln.

Die Geschichte der Parlamente hat Gewalterscheinungen größeren Stils gekannt als die jetzigen in Wien sind. Nie aber hat ein Theil des Parlaments selbst so bedientenhaft eifrig die Hand dazu geboten, wie die Parteigänger des Grafen Kaffir und ihr oberster Banerite, der unselige Abrahamowicz. Alles was die Rückwärtserei sich nur ersehnen mag, ist also in Wien erfüllt worden. An sich selbst hat das Parlament schmählich gesündigt; aus seiner Mitte selbst ist die Polizeidiktatur herangerufen worden, um die Immunität der Abgeordneten niederzubrechen. Und trotz alledem ist selbst im tiefdurchwühlten Oesterreich der Erfolg nicht so, daß ein kaltblütiger Rückwärtsmann darüber frohlocken könnte. Die Eigengelegenheit von den gewerbmäßigen Hehern, die man nur unterzukriegen brauche, um das irreführte Volk stumm zu machen, wird an der sieberhaften Anruhe in Oesterreich zu schanden. Die Reaktionäre und die Absolutisten waren im Grunde immer schlechte Völkerpsychologen. Die größten Menschenverächter unter ihnen haben sich am tollsten geirrt; und in unserer modernen Zeit am häufigsten. Man muß die Volksseele hypnotisiren; sie gehorcht dem heroischen Vändiger, wie ein folgsames Hündlein. Solchen Anschauungen kann man oft begegnen, und ihre Scheinweisheit zerbricht am Ende regelmäßig vor den Thatfachen. Gewiß wirkt in den Massenkörpern das Trägheitsprinzip stärker, als im einzelnen leicht beweglichen Individuum; aber am Ende überwindet die Menge das Trägheitsprinzip und steht da, nicht wie ein einzelner Schwärmer, den man umrennen kann, sondern wie eine achtunggebietende, eherner Macht. Selbst die verschlafene Inegerstadt und das Bürgertum in ihr reißt sich die Augen. Die Volksseele hat überall, weil sie so viel vom Absolutismus erdulden mußte, einen ganz verfeinerten Nerv für das, was Recht, für das, was Gewalt ist. Dieser Nerv ist arg verlehrt worden, daher die Zustände in Oesterreich. Mit geheimräthlichen Erwägungen, mit vornehm liberalen Phrasen, wie sie der Thiergarten-Freisinn gern im Munde führt, mit dem Bedauern, daß die Würde des Palamentarismus in den Koth getreten sei, erklärt man die heutigen Erschütterungen in Oesterreich nicht. Rechtsbeugung und Gewalt fordern Tumult heraus. Kosatisch läßt sich heute eine Opposition nicht mehr ummüdet machen; selbst wenn ein Staategebilde nicht ganz westeuropäisch ist. Die Ausbrüche im Wiener Parlament sind nichts anderes, als die äußerlich sichtbaren Kennzeichen einer tiefreichenden Spannung im Volkstörper selber.

Um so markanter offenbart sich liberal-bourgeois Wesen in der anderen Reichshälfte Oesterreich-Ungarns. Was in Pest geschieht und gebildet wird, ist geradezu ein klassischer Beitrag zur Psychologie bourgeois Welt. Nicht um Magyaren oder Nicht-magyaren handelt es sich dabei, sondern um einen typischen Fall, losgelöst von allen Massenfragen. Im Nachbarhause bremit es. Der Parlamentarismus, eine bürgerlich-freisinnige Einrichtung, wird in der einen Reichshälfte bedrängt; deutlich zeigt sich der absolutistische Plan, die absolutistische Willkür, die nur auf die Gelegenheit lauert, um anzurufen: Sehet, Oer Parlament. Die sporenklingenden Freiheitshelden bleiben ruhig, als könnte die Flamme niemals in ihr eigenes Gebäude schlagen. Genau wie die nationalen Chauwins in Oesterreich ihren Blick auf den Theil, nie auf das Ganze werfen, genau wie sie große Volksrechte um kleiner Fettsüde willen, die man ihnen hinweg, preisgeben, so stellen sich die Herren in Pest an. Erst das Geschäft, dann die Freiheit, die ihnen wirklich mehr ein Vergnügen, eine schöne Dekoration, als ein notwendiges Bedürfnis ist. Das war anders, als jene Menschen, die heute im Besitz schwelgen, noch im harten Kampf lagen. Wenn in Wien nach Baden's Willen nur das Ausgleichsprovisorium, das den kapitalen und steuerkräftigen Elementen in Ungarn hervorragende Vorrechte bringt, durchgepreißt wird! Vor allen Dingen der Profit. Ueberall der gleiche Zusammenhang. Der Geschäftssinn ist das Lebendige; und gleichgiltig kann man zusehen, wie das, um was vordem selbst so heiß gerungen, jammervoll verrathet und verschachert wird. Kein Weitblick mehr; wenn der eigene Handelsvorteil in Frage kommt, sind die Augen kurzfristig und trübe. Welche Verwickelungen später kommen mögen, das ist vorderhand gleichgiltig. Den Deutepolitikern geht es, wie schlechten Schachspielern, die verwegen einen armseligen Käufer erzagen und nicht wahrnehmen, daß ihre Königin in den nächsten Zügen verloren wird.

Es ist wirklich nichts weniger als erfreulich, wenn man so auf der einen Seite den Aufrubr, auf der anderen die Gleichgiltigkeit, die echte oder die scheinbare, walten sieht. Die offiziellen Beschwichtigungsmeyer mit ihrem „Was geht das alles uns an“, haben es freilich gut. Laß im Innern die eigene und auswärts die fremde Regierung die Vorsehung spielen. Wenn irgendwo in der Welt ein Unrecht geschieht, laß die albane Empörung und handle nur in Wahrnehmung deiner persönlich berechtigten Interessen. Wiederum der alte Standpunkt: Jede weltbürgerliche Erkenntniß, jede internationale Theilnahme ist ein Uebel. Die geistige Regsamkeit einschnüren, den Gesichtskreis einengen, das ist Gesundheit in offiziöser Darstellung. Vor 50 Jahren dachte dieselbe Gesellschaft ebenso darüber. —

Kleines Feuilleton.

— s. d. Sonnabend. Der Sonnabend ist der sonderbarste Tag in der ganzen Woche. Er ist Fasttag und Feiertag zugleich. Das kann man sehr leicht an dem Straßenleben und dem Aussehen und Gebahren der Menschen erkennen, die sich an diesem bedeutungsvollen Tage auf der Straße bewegen. Doch darf man nicht die eleganten, stillen Straßen des Westens aufsuchen, man muß in den anderen Stadtgegenden umherstreifen, und am besten erkennt man die Bedeutung des Tages in den Straßen und Vierteln, in denen die Arbeiter wohnen und verkehren. Schon am Vormittage bemerkt der Eingeweihte, daß weniger Menschen als an anderen Tagen auf der Straße sind — die Fleischer- und Kramläden zeigen weniger Käufer als sonst. Auch sieht man, daß nur selten Fleisch gekauft wird, doch dafür um so mehr Kochwurst und Heringe, die Beigaben zur Sonnabendspeise: der Kartoffelsuppe. Die Arbeiter und Arbeiterinnen, die Mittags heimreisen, scheinen noch bleicher und stiller zu sein, wie an den übrigen Tagen. Doch wenn sie vom Essen wieder nach der Arbeitsstätte gehen, machen sie ein ganz anderes Gesicht. Treffen sie vor dem Fabrikthor oder der Werkstatt thür Kollegen, so wird geschertzt: „Na, hast Du Dir schon einen Dienstmann zu heut Abend bestellt? — Du hast doch soviel verdient, daß Du das viele Geld garnicht allein forschaffen kannst! — Und Du hast Dir doch schon bei Knaumern einen Möbelwagen bestellt!“ Die Vorsfreude auf den largen Lohn macht sich in solchen ironischen Redereien Luft. Und dann — man geht ja jetzt zum letzten Male in dieser Woche in die moderne Frohnstube, in die Fabrik.

Der Nachmittag bringt genau dasselbe Straßenbild wie die übrigen Tage. Aber nach fünf Uhr wird es lebhaft auf der Straße. Die Arbeiterinnen machen heute früher als sonst Feierabend. Und nicht nur, daß sie früher ihrem Stäfig entrinnen können, mit einem Schläge sind sie wieder in die Reihe jener Leute gehoben, die mit gefülltem Portemonnaie durchs Dasein gehen. Arm wie eine Kirchenmaus gingen sie mittags zur Arbeit, und wenn sie auch nicht reich wie Krösus heimkehren, so leuchten ihre Augen heute doch heller, und ihr Vachen ist fröhlicher. Im Stillen rechnen sie nach, was ihnen nach Abzug des Mieth- und Kostgeldes noch bleibt. Dann bleiben sie vor den Schaufenstern stehen und überlegen, ob sie sich den schönen neuen Winterhut oder einen billigeren, der allerdings kein so schönes Sammelband hat, und neue, warme Handschuhe kaufen sollen. Denn die alten Baumwollenen sind schon überall gestopft und halten auch nicht mehr warm genug in dem scharfen Nordostwind. Bald füllen sich die Straßen immer mehr. Aus den Fabrikthoren, an denen heute manche Frau mit ihren Kindern den Mann erwartet, kommen immer neue Schaaeren. In den Läden und Magazinen, den Speisekammern des armen Volkes, die sich keine solche in ihrer Behausung anlegen können, müssen alle Kräfte zum Bedienen bereit sein. Vielsach begegnet man heute den Stühlen mit der umgehängten weißen Schürze, die andeuten, daß es „frische Wurst“ giebt. In den Läden scheint mehr Licht zu brennen; überhaupt erscheint am Sonnabend alles heller als sonst. Zum mindesten schauen die Menschen heute mit anderen, klareren Augen drein. Nicht nur, daß das ganze Straßenleben lebhafter ist, die einzelnen Menschen sehen lebendiger aus. Es ist nicht so viel Trübes in den Gesichtern. Morgen ist ja Ruhetag! Und wie überhaupt im Leben die Stunden der Erwartung vor einem großen Ereigniß meist schöner sind, so ist es auch mit dem Ruhetag. Der Sonnabend bringt glücklichere, freudigere Empfindungen, als der Sonntag. An dem bedeutet das „Morgen“ ja nicht Ruhetag, sondern Dienst für den Gott Mammon. —

Theater.

Wenn das Schauspielhaus, das extrem entweder sich an bewährte Klassizität oder an unklänerischen Kleinram hält, einmal ein besonderes Waqniß vollführt, so greift es auf Hebbel zurück. Daß es neulich Anzengruber's Wissenwurm in sein Repertoire aufnahm, war eine Ausnahme, und die Regie war bemüht, den Stil der österreichischen Komödie auf das Niveau einer Schönthan'schen Posse herabzubringen.

Am Freitag führte man Hebbel's „Maria Magdalena“, das Trauerspiel aus kleinbürgerlicher Sphäre, neu auf. Das Trauerspiel war schon seit Jahren auf keiner Berliner Bühne mehr erschienen. Die Bitterkeit, mit der die Dichtung erfüllt ist, hat ihr schon zur Zeit, als sie erschien und als „naturalistische Revolution“ angesehen wurde, weil eine Tischlerstochter eine Tragödie erlebt, das große Theaterpublikum nicht gewonnen; und so wurde neuerdings das behagliche Publikum des Schauspielhauses ebenfalls nicht sehr erregt. Was an schlichter Größe in der Tragödie liegt, wurde zum theil durch die Darstellung nicht hervorgeholt. Molenaar war ohne Frage ein kernhafter Meister Anton; man sah einen Mann, ausgewachsen in geistiger Enge; aber in dieser Enge fest und sicher. Meister Anton hat wenig erlebt, doch jedes Erlebnis hat in seinem Herzen und in seinem Hirn tiefe Spuren hinterlassen; daher nach herben Lebenserfahrungen das herbe, manchmal gallige Temperament dieses protestantischen Sinnirers aus norddeutscher Kleinstadt. Bei Molenaar sah man die Lichtigkeit deutlicher, als die herbe Größe dieses einfachen Mannes. Molenaar ist wenigstens stets eine ehrliche Künstlernatur.

Er wird eine schlichte Gestalt nie zum Herrbild machen. Und das geschah leider der Tochter Meister Anton's in der Form, wie sie Fräulein Poppe spielte. Starg und spröde ist der Ausdruck der Empfindung bei einem Bürgermädchen vom Schlage der Hebbel'schen Bäuerin; und Fräulein Poppe machte eine nervöse Heroine aus ihr, zu Zeiten ein überpathetisches Wesen, das gar nicht in die schon-gedämpfte Stimmung der bürgerlichen Tragödie Hebbel's passen wollte. —

—r. Im Alexanderplatz-Theater wurde am Freitag eine Posse mit dem weitläufigen Titel: „Die Geheimnisse der anderen Welt oder Spiritisten“ unter der Regie von Frh Schäfer aufgeführt. Dieser Herr ist auch der Verfasser des Stückes und nimmt im Alexanderplatz-Theater die Stellung eines Hansdichters ein. Wenn ungeschickte Leute ein faßes Thema abspinnen, so findet man es bedauerlich, wenn ihnen aber eine wirklich gute Idee unter die Finger geräth, so ist es doppelt schlimm. Ein furchbar reicher Dattel vermacht all' sein Geld seinen beiden drallen Nichten unter der Bedingung, daß sie innerhalb Jahresfrist nicht allein brave Gattinnen, sondern auch glückliche Mütter geworden sind. Anderenfalls soll eine schäbige Tante das schöne Geld bekommen. Das ist ein Thema, mit dem ein tüchtiger Kerl schon etwas Rechtes anzufangen wüßte. Im Alexanderplatz-Theater aber kommt ein recht plummes Gemengsel zu stande. Der Hansdichter meint, etwas Besonderes zu leisten, wenn er die Tante, die natürlich alle Heirathspläne der beiden jungen Mädchen durchkreuzt, zur spiritistischen Schwindlerin macht. Gar kläglich ist nun anzuschauen, wie das große Geheimniß enthüllt wird, daß der ganze Spiritismus Humbug und nicht einmal im stande ist, zwei heirathsfähige Nichten ins Kloster zu bringen. Alle Mitwirkenden gaben sich große Mühe, komisch zu erscheinen. Am besten gelang dies der Soubrette Henny Schmidt, die die Hosentrolle eines Piccolo spielte. —

Der Theaterdirektor Hofrath Pollini ist, wie das Wolff'sche Bureau aus Hamburg meldet, in der Nacht zum Sonnabend am Herzschlag gestorben. — Pollini war eine der markantesten Erscheinungen im modernen Theaterleben. Den italienischen Namen legte er sich in seiner Künstlerlaufbahn bei. Ursprünglich war er Sänger und hieß Pollak. Von der Künstlerromantik des alten Theaterdaseins befreit er blutwenig. Er war einer der ersten und den ausübenden Theaterkünstlern, der einsah, daß das „Managern“, andere arbeiten lassen, profitabler sei, als sich und seine Person selbst auf die Bühne zu stellen. So wurde er Agent, Manager und Theaterdirektor im großen geschäftlichen Stil. Der Typus ist heute nicht mehr so selten, als er früher unter den Künstlern war. Pollini hatte aber vor vielen Konkurrenten zeitlich einen Vorsprung. Am populärsten vielleicht ist Pollini als Manager Bötel's geworden, des Mannes, der vom Kutschbock aus zum Tenorsänger avancirte, dafür aber, wo er ging und stand, dem Direktor Pollini verpflichtet war. Die geschäftliche Ausnutzung eines Talents, wohl auch das reklamehaft betriebene Ausposaunen desselben Talents, das war eine Kunst, auf die sich Pollini, wie kein zweiter verstand. Er war auch vom Geschlecht jener Direktoren, die den Theaterbetrieb im großen zu führen oder wo möglich zu monopolisiren suchten, was ihm thatsächlich in Hamburg gelang. Autoren, Künstler, mancherlei wird dadurch „wohlfleiser“, wenn der Direktor ein Kunstmonopol in Händen hat. Wahr bleibt trotz alledem, daß die Oper unter Pollini stets mit erhen Kräften besetzt war; freilich muß dabei erwogen werden, daß Pollini diese ersten Kräfte wiederum in rentablen Gasspielen auswärts verwandte. Seinen Hofrathstitel hat er ebenfalls dem Umstand zu verdanken, daß er einmal einem Hoftheater eines deutschen Fürstenthums, das wegen hohen Besuchs in Verlegenheit war, eine erste Sängerin lieh und sie mittels Extrazuges nach der betreffenden Residenz fahren ließ. —

Musik.

er Konzerte. Ein neues bibliisches Oratorium „Nuth“ von Frederic H. Cowen, einem der begabtesten Tonsetzer des heutigen England, hat in einer von Alexis Holländer geleiteten Aufführung des Cäcilien-Vereins nur bescheidenes Gefallen erregt. Die schönen Hoffnungen, welche Cowen mit seiner „scandinavischen Symphonie“ vor einigen Jahren erregte, sind zwar in seinem Oratorium nach der orchestralen Seite hin nicht unerfüllt geblieben. Ein ungewöhnliches, kolorirendes Vermögen spricht sich in den besten Theilen dieser musikalischen Föyde aus, welche sich sehr oft mit opernhasten Effekten zu schmücken strebt. Ein Chor der tangenden Schnitter und Wehrenleser ist mit zartem Geschmace für orientalische Klangfarben durchgearbeitet, und der Abendgesang ist von stiller, andächtiger Stimmungswahrheit erfüllt. Was dem englischen Künstler, dessen sorgfältige Arbeit immerhin ehrliche Anerkennung erzwingt, fehlt, das liegt im Mangel schöpferischer Ursprünglichkeit und melodischer Erfindung von starkem Athem. Eine feine, wohlgebildete Musik, die nie beleidigt und nie begeistert. Das Wert war mit Hingebung einstudirt und wurde mit warmem Eifer durchgeführt. Allerdings waren die Chöre den Solostimmen, welche durchaus reizlos und klammüde tönten, weit überlegen.

Unter den Instrumentalsolisten dieser Woche trat der Geiger Rudolf Remeny als beachtenswerthe Individualität hervor. Er besitzt einen blühenden Ton, der in seiner gesangvollen Breite auf eine poetische Musikempfindung schließen läßt. In Joachim's e-moll-Variationen, in welche der Meister stille Echo aus seiner ungarischen

Heimath verweht hat, zeigte sich der Künstler und Virtuose in schönster Helligkeit seines Könnens. Frl. Emma Klüßdemann, welche in dem Konzerte mit einigen Brahms-Liedern mitwirkte, treibt ihre unbezweifelbare Gefühlsinnigkeit bis zur jammernden Sentimentalität. Die hohe Lage ist ihrem Organe ganz unzugänglich.

Von dem russischen Pianisten Samuel Maykappär hörten wir eine d-moll-Sonate eigener Arbeit, in welcher feltamerweise die Gedanken weit die Form überragen. Die thematischen Einfälle weiß der Komponist nie logisch zu entwickeln und plastisch zu gestalten, und statt sonatenartiger Durcharbeitung wird allerlei billiges Virtuositentum für die öden Strecken der Mitteltheile dargeboten. Als Pianist reicht Herr Maykappär nicht über Mittelgröße moderner Vollenzungsaussprüche.

Als technisch reife, aber selbständig sehr schwach gestaltende Pianistin erwies sich Fräulein Hannah Bryant. Die „Wanderer“-Phantastie von Schubert-Biszt liegt dem Fräulein vorläufig noch ganz in den Fingern und auf der Oberfläche der Seele, während die Virtuositentugenden des Bizzt'schen es-dur-Konzertes in ihrer siegreichen und spielfreudigen Technik in vollem Glanze erschienen.

Mit einem, durch rhythmische Bestimmtheit und vornehmen Vortragseinstimm erzwungenen Erfolg endete der erste Kammermusikabend des Wiener Streichquartetts „Fischer“. Neben Quartetten von Brahms und Haydn hörten wir eine neue Arbeit von Zemlinsky. Die Erfindung und schematische Gestaltung ist gleicherweise fesslich, und besonders im Andante ist die Sprache eines ungewöhnlichen Meistes zu vernehmen. Zemlinsky's Quartett ist im ganzen ein Werk mit starkem Rückgrat. —

Kunst.

— **Alte Glasgemälde.** In Köln wurde dieser Tage die Douglas'sche, aus 59 Nummern bestehende Sammlung alter Glasgemälde versteigert. Die Versteigerung lieferte ein Gesamtergebnis von 223 000 Mark. Von den Figurenfenstern, deren Kartons Hans Holbein d. J. gezeichnet hat, ging die aus drei Nummern bestehende große Kreuzigungsgruppe für 29 800 M. in das Eigentum des Museums zu Basel über. Dasselbe Institut kaufte eine Mater Dolorosa zu 5100 M., ferner das Fenster mit dem hl. Wolfgang zu 7900 M., Christus als Schmerzensmann zu 4800 M., den hl. Christophorus zu 6500 M. Von dieser Holbein-Gruppe ging eine Madonna für 7050 M. an eine Kölner Antiquitäten-Handlung und ein dreitheiliges Motivfenster kam für 19 800 M. an das Kölner Kunstgewerbe-Museum. Von der zweiten Abtheilung: Figurenfenster nach Kartons von Hans Baldung Grien gingen die meisten Nummern an die Museen zu Basel, Berlin und das Germanische Museum in Nürnberg. Die Preise stellten sich auf 3000 bis 14 400 M. Letzter Preis erzielte die Figur des hl. Georg, den das Museum in Berlin erwarb. —

Geographisches.

— **Die Teufelsinsel,** auf der der Kapitän Dreyfus lebendig begraben ist, ist eine der kleinen Salut-Inseln, die an der Küste von Französisch-Guyana im Nordosten von Südamerika, gegenüber von Cayenne, liegen. Alle drei Inseln dienen zum Zwangsaufenthalt von Verbrechern, Aussätzigen und Verrückten; die Ile du diable war bisher für Leprotränke bestimmt. Dieselben wurden auf das Festland transportirt, als Dreyfus auf die Insel gebracht wurde. Die Inseln ragen mit steilen Wänden aus dem Meere und sind mit Ausnahme einer kleinen Stelle am Südrande der größten Insel, der Königsinsel, für Dampfer unzugänglich. Alle Schrecken der Gefangenhäuser und Galeeren sind ein wahres Kinderspiel gegen die Grauen der Teufelsinsel. Ein seltsiges, nur von Gerölle und Steinen bedecktes Eiland, auf welchem keine Pflanze, kein Baum gedeiht. Die Sonne brennt heiß auf den Boden, kein Schatten bietet sich dem Menschen, der hier zu weilen gezwungen ist. Eine verfallene Hütte dient dem Deportirten zur Wohnung; er sieht kein fremdes Gesicht, als das der Wächter, die ihm beigegeben sind. Um jeden Fluchtversuch zu vereiteln, hat die französische Regierung rings um die Wohnung des Dreyfus und seiner Wächter ein starkes Gitter errichten lassen, so daß der verurtheilte Ex-Kapitän in Wirklichkeit wie in einem Käfig sitzt. Im Anfang hatte Dreyfus drei Wächter, später wurden es sechs und jetzt sind es elf. Bei schwerer Strafe ist es dem Wächter verboten, mit dem Verurtheilten zu sprechen; er darf ihm auch nicht gestatten, irgend eine Arbeit zu unternehmen. —

Aus dem Thierreiche.

— **Die riesigen Kraken,** die Schrecken der Seefahrer in früherer Zeit, scheinen nach einer Meldung des „H. R.“ aus Rom auch im Mittelmeer noch nicht ausgestorben zu sein. In den Gewässern des Neapeler Arsenal's werden gegenwärtig unterseeische Arbeiten ausgeführt. Einer der dabei beschäftigten Taucher gab kürzlich, bald nachdem er hinabgelassen war, das Nothsignal und wurde rasch heraufgezogen. Er kam ganz aufgeregt und zitternd an die Oberfläche und berichtete, daß er in einer Art Höhle des Meeresgrundes ein Ungeheuer gesehen habe. Nach seiner Beschreibung ist es ein sehr großer Polyp gewesen. Seine Fangarme sollen zwei Meter gemessen haben, die Saugnäpfe den Umfang eines Thalers haben. Das Gewicht schätzte der Taucher auf zwei Zentner. Er weigerte

sich entschieden, wieder an jener Stelle ins Wasser zu gehen, weshalb man jetzt darüber beräth, wie das Ungeheuer unschädlich zu machen sei. — Es ist bekannt, daß es unter den Schwimmpolypen der Tiefsee solche von einem Meter Durchmesser giebt, die ihre Fangarme bis auf 5 bis 6 Meter ausstrecken können. In Norwegen und Japan sind solche Ungeheuer vor Zeiten schon einige Male an den Strand geworfen worden. —

Aus dem Thierleben.

— **Ueber eine außerordentliche Leistung einer jungen Brieftaube** berichtet die „Zeitschrift für Brieftaubenkunde“: Am 22. August fand ein Preisfliegen für junge Tauben zwischen Wittenberge und Hamburg statt. Eine Taube verirrte sich nach England und fiel im Kanal ermattet in die Takelage der Yacht des Lords Blontashire. Der Engländer nahm die Taube mit nach seinem Hause auf der Insel Wight, pflegte sie und ließ sie nach völliger Genesung am 5. September, vierzehn Tage nach dem Ausfliegen in Wittenberge, wieder fliegen, in der Hoffnung, daß sie ihren Eigenthümer, der aus einem in den Federn befindlichen Stempel ersichtlich war, wiederfinden werde. Mittels eines Gummiringes hatte der Lord an einem Beine der Taube ein Briefchen befestigt, dessen Inhalt in Uebersetzung lautet: „Fahre wohl, mein Liebling! Wer dieses edle Thier fängt, möge es an Wilhelm Bürger geben in Hamburg 2, Jakobstr. 17. Lord Blontashire. — (Rückseite.) Dieses Thier ist nun gesund, und ich hoffe, daß es jetzt den Weg nach Hamburg fliegen kann. L. B.“ Am 8. September, also nach 17-tägiger Abwesenheit, erreichte die Taube ihren heimatlichen Schlag wieder. Die Luftlinie Wittenberge—Wight—Hamburg beträgt nahezu 2000 Kilometer, ungefähr das Dreifache der Strecke Hamburg—Königsberg. —

Humoristisches.

— **y.** Das nächste Mal. In Verden a. d. Aller erschien unlängst ein junges Brautpaar etwas verspätet zur Trauung. Der Pastor begrüßte es mit erhobenem Finger und den Worten: „Daß Sie mir aber das nächste Mal präciser kommen!“ —

— **Großmüthig.** Schauspieler: „Herr Direktor, ich möchte um Zulage bitten.“ — Direktor: „Zulage!... Nun, meinetwegen! Sie sollen von heute ab jeden Abend 100 Mark mehr haben!“ — Schauspieler: „Herr Direktor! Sie irren sich wohl?“ — „Nein, nein! Von heute ab dürfen Sie in der vierten Szene anstatt: „Ich habe eben 200 Mark gefunden“, sagen: „Ich habe eben 300 Mark gefunden!“ —

— **Unverbesserlich.** A.: „Uns beiden hat der Doktor das Bier verboten und heute Abend hat jeder von uns schon wieder fünf Halbe getrunken — ich schäme mich vor mir selber!“ — B.: „Haft Recht — wir sind erbärmliche Menschen! Weißt Du was, jetzt trinken wir noch jeder ein Verachtungs-Glas und dann gehen wir heim!“ — („Flieg. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

y. Aus Kiel wird geschrieben: Die Ausbeute von Seegrass ist in diesem Jahre sehr günstig an der Außenförde ausgefallen. Es sind namentlich am Strand der Ortichafen Laboe, Stein und den Nachbarorten der Propstei große Mengen der See abgerungen. Bei dem guten Herbstwetter ist das Seegrass sehr gut geborgen. In Laboe lagern seit Wochen große Partien, die in Ballen von 60—80 Pfund gepreßt, fertig für den Versand sind. Der frühere Versand mittels Wagen in die Provinz und namentlich nach Hamburg ist eingestellt. Die Fördredampfer bringen die Sendungen jetzt zur Stadt, die Eisenbahn sorgt dann für die Weiterbeförderung. Der Preis für Seegrass ist in diesem Jahre niedrig; er beträgt nur 3 M. pro Zentner. —

— **Die „Frankf. Ztg.“** meldet aus München: Der Urheber der Habererprozesse, Luitpold Mille, früher „Herausgeber“ der „Münchener Gerichtszeitung“, zuletzt Agent, ist festgenommen worden. Mille hat sich in letzter Zeit eine Reihe von Betrügereien, Zechpressereien, die er als Spezialität betrieben zu haben schien, zu schulden kommen lassen. Er hatte die ersten Haberer angezeigt, nachdem er durch den Druck der Habererverse auf ihre Spur gekommen war. —

— In Petersburg erschoss die Frau des Dr. Tiff im Irreninn ihre 1½ und 5 Jahre alten Söhne und richtete dann die Waffe gegen sich selbst. Die Frau war erst unlängst aus einer Nerven-Heilanstalt heimgelehrt. —

— Eine „Freie Bühne“ soll in Petersburg gegründet werden. Macherin ist Elise v. Schabelski. —

— In Madrid tödtete ein Kaufmann im Wahnsinn vier Personen, verwundete sechs andere und brachte sich dann selbst um. —

— Der nach Bremen bestimmte, Baumwolle führende Dampfer „Plympton“ ist mit brennender Ladung in Keywest eingelaufen. —

— **Kunstverständnis.** In Valparaiso wurde ein Händler zu 61 Tagen Gefängniß und 100 Dollar Geldstrafe verurtheilt, weil er in seinem Schaufenster eine kleine Gruppe aufgestellt hatte, welche die drei Grazien darstellte. —